Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 17

Artikel: Der Bäcker und der Dichter : eine Parabel
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670459

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lich ein rötlicher Schimmer im Lauf uns von der wachsenden Angst erlöse.

Schliesslich übermannte uns eine dumpfe Gedrücktheit: die Mütze des Kleinen war nirgends zu finden, und zudem drängte die Zeit zur endgültigen Heimkehr, wollten wir überhaupt noch vor Tagesanbruch und unentdeckt das Heim erreichen und uns, wenigstens für eine Frist unverräterischer Ruhe, in unsere Betten verkriechen.

Es blieb nichts anderes übrig, als das Fatale der Lage hinzunehmen. Eine Hoffnung, die verlorene Mütze liege vielleicht irgendwo am Weg und werde unter Umständen gar nicht entdeckt, erwies sich als zu schwach, um uns neue Kräfte zu verleihen. So schlichen wir denn wortlos und benommen zum zweiten Male davon.

Wir erreichten das Heim, eine knappe Stunde bevor im Hof die Frühglocke alle Insassen weckte, und es gelang uns in der Tat, mit schleppenden Füssen, doch unbemerkt, in unsere Schlafstuben zu verschwinden . . .

Als wir an diesem Morgen, mit Mühe gegen die Anfechtungen des Uebernächtigseins ankämpfend, nach dem Frühstück uns zur ersten Unterrichtsstunde in Mathematik einfanden, mass uns der nächtliche Sünder, der leichtsinnige Hans aus Basel, mit kleinlauten Blicken.

Schliesslich zog er, nun erst recht eines kameradschaftlichen Strafgerichtes gewärtig, seine rote Mütze aus der Hosentasche. Er wisse nicht, wie das gekommen sei; er habe bestimmt geglaubt, sie bei sich getragen zu haben, und dennoch habe er sie heute früh in seiner Stube am Boden gefunden . . .

Sie leuchtete in seinen tastenden Fingern auf, das Sinnbild eines schlechten Gewissens, das, uns mächtig narrend und hetzend, in der vergangenen Nacht einer zwiespältigen Unternehmung herumgespukt.

Aber das Erscheinen des verehrten Lehrers hinderte uns daran, unser Empörungsgeschrei in Tätlichkeiten ausarten zu lassen. Er verwies uns mit erstaunten Blicken unseren ganz ungehörigen Lärm, und als wir endlich gesittet in den Bänken sassen, merkte er bald, dass er, wie er sich ausdrückte, eine unheimlich faule Gesellschaft vor sich habe. Er wusste sich die Schlafsucht seiner Zöglinge an diesem Morgen lange nicht zu erklären.

Wir aber blinzelten unschuldig zu den Fenstern hinaus und zum Waldsaum empor ins liebliche Bild einer unverdorbenen Landschaft . . .

Peter Kilian

DER BÄCKER UND DER DICHTER

Eine Parabel

An einem taufrischen Morgen schlenderte ein Mann an der Seite eines kleinen Flusses auf dem einsamen Uferweg sichtlich guter Dinge dahin. Von Zeit zu Zeit aber hielt er an und blickte auf das munter strömende und quirlende Wasser, das im Morgenlicht funkelte und sprühte, oder er schaute versonnen über die fruchtbaren Gebreiten und lauschte den Arien und Koloraturen der gefiederten Sänger im dichten Ufergebüsch.

Der verhältnismässig junge Mann war arm und ein Dichter, doch an diesem Morgen fühlte er sich wieder einmal unendlich reich, so unaussprechlich schön hatte nämlich der Morgen begonnen, der indessen auch nicht ausschliesslich die Ursache seiner guten Laune war. Er hatte am Vortag seine Steuer bezahlt und freute sich kindlich darüber. Das sieht nun allerdings aus, als ob dieser Dichtern gern Steuern bezahlt hätte, und dies würde ihn wohl in den Augen vieler Leser bedenklich herabsetzen. Er bezahlte aber wie alle mehr oder minder normalen Bürger sehr ungern Steuern, doch er freute sich, dass er sie endlich bezahlt hatte. Das eine schliesst das andere nicht aus. Er hätte sich geradzu einbilden können, die Vögel im Ufergebüsch jubelten einzig darum so hinreissend ihre Hosiannas in die morgenfrische Luft, um ihn zu lobpreisen — den Steuerzahler in ihm, nicht den Dichter.

Es handelte sich bei diesem Dichter überhaupt um einen rechtschaffenen Mann, und heimlich verwunderte man sich vielleicht hin und wieder über seine bürgerlichen Tugenden. In den Augen seiner ländlichen Mitbürger übte er doch ein zweifelhaftes Gewerbe aus, eigentlich war es sogar ein suspektes Gewerbe, unseriös auf jeden Fall. Auch in seinem Aeusseren fügte er sich den geltenden Konventionen. Er liess sich seine Haare ordentlich schneiden, stolperte nicht über seine

eigenen Füsse und skandierte nicht laut seine Verse vor sich hin. Er war freundlich mit jedermann, und man hätte ihm höchstens den Vorwurf machen können, dass er die armen Leute gewissermassen wärmer begrüsste als die begüterten. Wenn er aber überhaupt nicht grüsste, was oft zu groben Missverständnissen Anlass gab, dann nur deshalb, weil er kurzsichtig war. Er hätte sich eigentlich moralisch verpflichtet fühlen müssen, das Uebel seiner Kurzsichtigkeit im Amtsblatt bekanntzugeben, aber wer weiss, wie diese Ankündigung aufgenommen worden wäre? Die Leute, die er hin und wieder zu grüssen vergass, sie hätten sicherlich auch eine solche Bekanntmachung missbilligt und getadelt.

Dieser Dichter war also ein geradezu aufreizend ordentlicher Mann, der nicht nur seine Steuern bezahlte und niemandem Geld schuldete, sondern auch noch mit seiner Frau in Frieden lebte. Etwas jedoch gab in dem Ort, in dem der Dichter seine Tage hinbrachte, eine Menge zu reden. Er war ein grosser Freund des Schlenderns, Wanderns, Spazierens, und er war nicht nur im Sonntag ein Spazierer, wie es sich für rechtschaffene Leute schickt, er gab den ganz gewöhnlichen Werktagen den Vorzug, um dieser angenehmen Liebhaberei zu fröhnen.

Nur im Winter, wenn die Bise über das Land hinfegte, war er seltener zu erblicken, aber wenn die Amseln ihre Triller zu üben begannen, wenn die Fluren ergrünten und die Wälder sich wieder festlich schmückten, dann sah man ihn durch die stillen Feldwege bummeln, am Ufer des Flusses schlendern oder man erspähte ihn sogar an einem sonnigen Waldrand, wo er im Gras lag, sich räkelte, die Pfeife schmauchte und ab und zu etwas in sein Notizbuch kritzelte.

Und dieses Kritzeln, Pfeifenschmauchen, Räkeln und Schlendern fanden viele rechtschaffene Leute, die sich nicht nur mit ihren eigenen, sondern auch mit den Angelegenheiten anderer Leute beschäftigten, nicht gerade verwerflich, aber doch mehr oder minder unstatthaft und unmoralisch. Sie wagten ihm zwar nicht ins Gesicht zu sagen, dass sie sein Faulenzen missbilligten; sie flüsterten es vielmehr hinter seinem Rücken und nicht selten hiess es abschliessend: «Ja, wenn unsereiner auch so in den Tag hineinleben würde!»

An jenem Morgen, als er guter Dinge am Fluss entlang schlenderte, fand aber doch endlich einer den Mut, laut auszusprechen, was die anderen nur hinter seinem Rücken tuschelten. Der Dichter begegnete nämlich dort dem Bäcker des Ortes, der mit einer Hutte frischgebackenen Brotes keuchend des Weges kam.

Es handelte sich um einen Mann, der sein Handwerk nicht übel beherrschte, der aber anderseits vor dem ersten Hahnenschrei nur widerwillig aus den Federn kroch.

«Jaja», sagte der scheeläugig, nachdem er angehalten und sich den Schweiss aus der Stirn gewischt hatte, «ihr Dichter habt doch ein angenehmeres Leben als wir gewöhnlichen Sterblichen. Wie Lasttiere müssen wir uns schinden und plagen und ihr könnt euch nach Lust und Laune einen guten Tag machen.»

Der Dichter war hellhörig genug, auch den hämisch-missgünstigen Unterton mitzuhören, doch er lachte nur und antwortete anzüglich: «Sie kennen doch die berühmte Fabel von der Ameise und der Grille, Meister?»

Der Bäcker schätzte es über alles, wenn man ihn mit dem Meistertitel beehrte, was leider nur selten geschah, und er lachte denn auch sofort geschmeichelt, stutzte aber über die Frage des Dichterlings (wie er ihn für sich zu benennen pflegte) und musterte ihr argwöhnisch. Dann jedoch lachte er und antwortete frohlockend: «Freilich kenne ich die Fabel von der Ameise und der Grille, die hat man uns doch in der Schule eingebleut! Hast du im Sommer gesungen, so heisst es darin, dann tanz im Winter. Diese Nutzanwendung scheint mir ja für euch Dichter wie geschaffen.»

«Ja, Meister, wenn die Dichter Sie um Brot bitten würden, wie die Grille die Ameise um eine milde Gabe bittet!»

Der Bäcker kam in Verlegenheit, denn der Dichter war sein Kunde und bezahlte das Brot stets bar. «So wörtlich habe ich das ja nun wieder nicht auslegen wollen», lenkte er beschämt lachend ein.

«Und ich», fuhr der Dichter fort, «wollte Sie an diese Fabel nur deshalb erinnern, um Ihnen zu sagen, dass man ganz gut auch beides sein kann — Ameise *und* Grille. Im Gegensatz zur Ameise arbeite ich im Winter emsig, damit ich im Sommer die schönen Tage ein wenig geniessen kann, und im Gegensatz zur Grille schaue ich mich im Sommer aufmerksam um, damit mir im Winter mein Garn nicht mangelt.»

Nach diesen Worten verabschiedeten sie sich ohne Groll. Der Bäcker entfernte sich nach der

einen Seite, um sein Brot auszutragen; der Dichter nach der anderen, um gelassen heimwärts zu schlendern.

Während der Bäcker schwitzend und keuchend sein Brot zu den Kunden buckelte, hatte er Zeit, über die Worte des Dichters nachzudenken; doch je länger er grübelte, um so mehr verknäuelten sich seine Gedanken. Schliesslich murmelte er verdrossen: «Hat man denn schon so etwas gehört! Wie kann man beides gleichzeitig sein — Grille und Ameise? Wo käme ich hin, wenn ich im Sommer das reife Korn betrachten würde und nur im Winter backen wollte? Diese Dichter sind doch merkwürdige Käuze, aber mag er meinetwegen leben wie es ihm behagt, wenn er nur mein Brot bar bezahlt.»

Marietta Trass

EIN SCHLOSS IN FRANKREICH

Madelon stützte die Hände zierlich auf die Schleifen ihrer Krinoline. Ihre schwarzen Augen, die heimlich und süss wie Tollkirschen funkelten, schätzten rasch und sicher die ihr zugewandten Gesichter der Gesellschaft ab. Da war der alte Graf, ehrwürdig und doch galant mit seinem weissen Spitzbart, seinen untadeligen leisen Manieren und dem klaren Blick der ein wenig kurzsichtigen Augen; der junge Graf Gerard, ein Landedelmann mit den Nachteilen der Provinz und der gepflegten Erinnerung an eine in Paris verbrachte Jugend, und Blanche, seine Frau. Madelon sah über Blanches blonde Hübschheit, die nichts anderes als eine Klostererziehung und blinde Verliebtheit in Gerards Willen und Wort verriet, hinweg; mit ihr brauchte man sich wohl kaum zu beschäftigen.

Madelon lächelte ihr reizendstes Lächeln; sie war durch eine Ungeschicklichkeit ihres Kutschers, dem Besseres hätte einfallen können, als ausgerechnet bei diesem altväterischen Schloss ein Rad des Wagens zu verlieren, gezwungen, einen Tag und eine Nacht inmitten einer Gesellschaft von höchst ehrbaren und höchst langweiligen Provinzlern zu verbringen, die natürlicherweise zu ihr wie zu einer Göttin aus Spitzen und Seide aufschauten. Sie näherte sich dem Tisch, der zu Ehren des Gastes mit einer Unmenge nahrhaften Essens beladen war, bei dessen Anblick Madelon ein Schauer überkam. Aber sie überwand sich, nahm zwischen dem alten Grafen und Gerard ihren Platz ein, und beeilte sich, Blanche ein Kompliment über ihr Kleid zuzuflüstern und liess in ihrer Hilflosigkeit ihren Blick ein wenig länger als schicklich auf dem jungen Grafen ruhen. Seine Hände spielten nervös mit dem Tafelsilber, der Weinkaraffe und dem Wasserglas, und Madelon begann sich in seiner so offensichtlich verstörten Nähe ein wenig wohler zu fühlen. Was liess sich schon mit einem Abend auf dem Lande anfangen, wenn nicht wenigstens ein kleiner Flirt die Stunden erhellte?

Mit einem Seitenblick versicherte sie sich Blanches völliger Unwissenheit und des alten Grafen schweigender Duldung, der in seiner Jugend wohl auch einen so bezaubernden Gast aus Paris seiner dicklichen, von Hühnern und Kindern träumenden Ehefrau vorgezogen hätte. Sie atmete tief den durch die offenen Fenster strömenden Geruch der feuchten Erde ein.

«Wie schön, wie weit und breit der Blick auf dem Lande reicht», sagte sie und sah von unten in Gerards gesenkte Augen, «beinahe möchte ich nicht mehr nach Paris, in die Enge und das Gewühl der vielen Menschen zurück.»

Gerard griff mit einer unbeherrschten und übertriebenen Gebärde nach seinem Glas. «Wir würden uns freuen», sagte er mit einer heiseren und ein wenig rauhen Stimme, «wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns die Ehre eines längeren Aufenthaltes erwiesen.»

«So schnell geht das aber nicht», sagte Madelon, und beinahe erschien es ihr ägerlich, dass Gerard alle Formen eines gesitteten Liebhabers beiseite warf, um ihr ungestüm und vor aller Augen eine Erklärung zu geben, nach der sie noch gar nicht verlangte. Sie sah ihm lockend und lächelnd in die weit aufgeschlagenen Augen. «Ich werde es möglich machen», versprach sie dennoch unter diesem einen Blick, der sie erschauern und vergessen machte, dass andere Menschen am gleichen Tisch sassen, dass Gerard seine Frau an seiner Seite hatte. — Sie war beinahe froh, als das Essen zu Ende, die Tafel aufgehoben war und Männer und Frauen sich nach Sitte und Anstand trennen mussten. Mit einer nur halb unbewussten Geste liess sie ihr Taschentuch fallen. Sie ging neben